

## Die Steiermark in den Grenzkämpfen der frühen Neuzeit

Von Wilhelm Danhofer

Die Grenzkämpfe, die die Steiermark am Beginn der Neuzeit zu bestehen hatte, erstreckten sich über einen Zeitraum von mehr als 200 Jahren. Abzuwehren waren dabei Einfälle der Ungarn und besonders der Türken.

Von 1471 bis 1494 drangen die Türken immer wieder ins Land, das größte Ausmaß erreichte der Einfall von 1480, der fast keine Gegend der Steiermark verschonte. Besonders schwierig war die Lage des Landes dadurch, daß damals gleichzeitig der Kampf zwischen Friedrich III. und dem Ungarnkönig Matthias Corvinus tobte, der sich ebenfalls weitgehend auf steirischem Boden vollzog. Eine Generation später suchten türkische Abteilungen nach der ersten Belagerung von Wien (1529) auf dem Rückzug die östliche Steiermark heim und 1532 sah das Land die türkische Hauptmacht selbst in seinen Grenzen: Nach der vergeblichen Belagerung von Güns zog Sultan Soliman II. mit einer Streitmacht von etwa 200.000 Mann durch die Oststeiermark und an Graz und Marburg vorbei nach Süden. Was die Hauptmacht nicht verheert hatte, wurde von den weit ausschwärmenden Reitertruppen mit unerbittlicher Grausamkeit verwüstet. Die Gegend von Hartberg und Fürstenfeld war besonders getroffen, Gleisdorf wurde zum Großteil zerstört, Leibnitz nach tapferer Gegenwehr eingenommen. Wenn in den folgenden Jahrzehnten nur von vereinzelt Einfällen berichtet wird, so ist dies darauf zurückzuführen, daß die Habsburger inzwischen das ungarische Erbe angetreten hatten und in langwierigen Kämpfen wenigstens zu einem Teil behaupten konnten. Dadurch gewann auch die Steiermark ein militärisches Vorfeld, die sogenannte windisch-kroatische Grenze. Die Sorge für den Ausbau der Verteidigungseinrichtungen in diesem Gebiet blieb jedoch zum Großteil der Steiermark auferlegt, und gewaltig waren nicht nur die Kosten dieser Verteidigung, sondern auch die dafür gebrachten Opfer an Blut und Leben. Wenn es dann auch Waffenstillstände mit den Türken gab, Überfälle kamen immer wieder vor, und ständig war die Gefahr. Diese wuchs besonders nach 1600, als die im Vorfeld liegende Festung Kanischa in die Hand des Feindes fiel und gleichzeitig ungarische Aufständische, die sogenannten Hajduken, in die Oststeiermark eindringen, wo sie Fürstenfeld einnahmen und zum Großteil einäscherten. Zum Glück verhielt sich der Türke zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ruhig. Gleichwohl gab es immer wieder Vorstöße kleinerer türkischer Abteilungen gegen steirisches Gebiet, vor allem Radkersburg war ständig bedroht. Erneut wuchs die Gefahr, als der Türke im Jahre 1663 den Krieg erklärte. Der Sieg von Mogersdorf bei St. Gotthard im Jahre 1664 traf zwar nur einen Teil des türkischen Heeres, bannte aber doch die unmittelbare Gefahr. Erst nach

der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken und dem siegreichen Entsatz der Stadt (1683) wurde aus der Verteidigung der Angriff: die Türken wurden zurückgetrieben und die windisch-kroatische Grenze wurde entlastet. Dennoch kam die Steiermark noch nicht zur Ruhe, hatte sie doch die verheerenden Einfälle aufständischer Ungarn, der Kuruzzen, zu bestehen. Erst seit 1711 konnte das Land nach jahrhundertelanger Gefährdung und dauerndem Grenzkampf endlich aufatmen.

Daß sich die östlichen Einfälle durch Jahrhunderte immer wiederholten, daß es so lange nicht gelang, durch entscheidende militärische Aktionen den Gegner für die Dauer in die Schranken zu weisen, hing damit zusammen, daß einer wohlorganisierten, einheitlich geführten Verteidigung große Schwierigkeiten entgegenstanden. In den ersten Jahrzehnten der Türkeneinfälle war die spätmittelalterliche Verteidigungsform dem überraschend auftretenden Feind nicht gewachsen. Die durch die Einführung der Feuerwaffen und des Söldnerwesens nötig gewordene Änderung der Verteidigung jedoch stieß auf mehrfache innere Schwierigkeiten: Die Reichsstände waren mit der Bewilligung von Reichshilfen sehr zurückhaltend, weil sie die Macht der Habsburger nicht allzusehr anwachsen lassen wollten und das Reich auch im Westen zu verteidigen war. Der Landesherr war auf die finanzielle Unterstützung der Landstände angewiesen, und diese machten in der Zeit des Glaubensstreites die Bereitstellung der Mittel nur zu oft von der Durchsetzung ihrer religiösen Wünsche abhängig. Eine allgemeine Volksbewaffnung aber, eine Stärkung der Wehrkraft der Bauern selbst, wagte man nicht, weil man, durch die Bauernkriege mißtrauisch geworden, fürchtete, der Bauer könnte die Waffe gegen den Adel gebrauchen. So entstand eine für den einfachen Mann lange Zeit fast aussichtslose Situation: Der Adelige konnte sich bei einem feindlichen Einfall auf seine Burg retten, der Bürger fand in den befestigten Städten einigen Rückhalt, der Bauer aber auf dem flachen Land fühlte sich schutzlos der Gefahr preisgegeben.

Daraus erklären sich die furchtbaren Verlustzahlen, die wir in den Berichten lesen und die keineswegs übertrieben sind. Der Feind kam auf seinen schnellen Pferden völlig überraschend, wütete mit einer von religiösem Fanatismus aufgepeitschten Grausamkeit, die lähmendes Entsetzen hervorrief. Dieser Terror war ein Teil der feindlichen Taktik: die Türken fingen und töteten jung und alt, brachten die Kinder auf die schändlichste Art um, vergewaltigten die Frauen, verschleppten Hunderte und Tausende. Der „Sackmann“ gehe um, sagte man mit Schaudern. Die Kirchen wurden beraubt und verbrannt, die Häuser eingeäschert. Das Vieh lag tot auf den Weiden, und Seuchen waren die unausbleibliche Folge. Wohlbegründete Schätzungen berechnen die Verluste der Türkenzeit auf etwa 100.000 Menschen, was bei einer Bevölkerungszahl der damaligen

Steiermark von 400.000 einen erschreckend hohen Prozentsatz ausmacht. Es ging tatsächlich um die nackte Existenz, um den Volksbestand selbst.

Für den Großteil der Bevölkerung gab es nur das Ziel, das Leben zu retten. Und da die Lage der Zeit dem einfachen Mann die Hilfe weitgehend versagte, mußte er sich, zumindest anfänglich, selbst helfen. Die Einrichtungen, die der Selbsthilfe der Bevölkerung entsprangen, waren vor allem die Kreidfeuer und die Taboranlagen.

Bei der Überraschungstaktik des Feindes war es wichtig, rechtzeitig gewarnt zu werden. Es lag nahe, das Herannahen des Feindes durch Sturmläuten der Glocken anzuzeigen, dann auch durch Feuer- oder Rauchzeichen von erhöhten, weithin sichtbaren Punkten. Wo Böller zur Verfügung standen, gab man Warnschüsse ab. All diese Signale faßte man unter der Bezeichnung Kreidfeuer zusammen. Der erste Teil des Wortes geht auf das ahd. Wort *kride* zurück, das soviel wie Lärm bedeutet und in unseren Zeitwörtern *kreischen* und *schreien* seine Entsprechungen hat. Was zuerst Selbsthilfe war, wurde dann im Laufe des 16. Jahrhunderts durch genauere Vorschriften, deren Durchführung den Grundherren anvertraut war, festgelegt. Um Irrtümer und falsche Alarme auszuschließen, wurde die Verbindung von akustischen und optischen Zeichen anempfohlen und zuletzt versucht, durch die Anzahl der Schüsse auch den Grad der Alarmstufe anzugeben. In der Mitte des Jahrhunderts gab es in der Steiermark etwa 100 Kreidfeuerpunkte. Schließlich wurde im Jahre 1596 ein klar gegliedertes Kreidfeuersystem organisiert, das vier Alarmlinien festlegte: Die Savelinie ging von Agram aus und erfaßte das Gebiet südlich der Drau, die Draulinie, die in Warasdin begann, alarmierte das Gebiet zwischen der Drau und der Mur einschließlich der Weststeiermark. Für die Murlinie und die Raablinie war die im Vorfeld liegende Festung Kanischa der Ausgangspunkt, wobei die erste Linie der Mur bis nach Graz folgte, während die zweite die Oststeiermark bis nach Vorau und Friedberg hinauf erfaßte. Angeschlossen waren die obersteirischen Stationen, das Mur- und Mürztal hinauf, sowie einige Punkte im Ennstal. Eigene Kommissionen überwachten das System, das in Zeiten verminderter Gefahr zwar immer wieder verfiel und dann oft nur auf dem Papier stand, das aber doch im Ernstfall von großer Bedeutung war.

Wenn dann die Warnung erfolgt war, galt es, an einen möglichst sicheren Ort zu flüchten. Da die türkischen Reiterscharen, die „Renner und Brenner“, kein strategisches Ziel, etwa die Eroberung irgendwelcher Landstriche, verfolgten und befestigten Plätzen daher oft bewußt auswichen, bot die Flucht in unwegsames Gelände, etwa auf steile Bergeshöhen oder in unzugängliche Wälder, einige Aussicht, das Leben zu retten. Die Türken täuschten freilich oft die Landbewohner durch vorzeitigen Abzug, um die aus den Verstecken Zurückgekehrten dann um so sicherer

zu überfallen. So war man genötigt, die Fluchtorte auch für längeren Aufenthalt einzurichten. Man nannte diese Fliehburgen Tabore oder Täber. Die Herkunft des Wortes ist nicht ganz geklärt, es kommt im Slawischen, Türkischen und Ungarischen vor, bedeutet jedenfalls soviel wie befestigtes Lager. Diese Taboranlagen waren meist hoch gelegen und wurden oft in Anlehnung an bestehende Bauten errichtet. Vielfach wurde die Kirche zum Mittelpunkt dieser Anlagen, bot doch meist schon die Friedhofsmauer die Grundlage zu weiterem Ausbau. Man erhöhte die Mauern, versah sie mit Schießscharten und Wehrgängen, oft auch mit Gräben und Wall. An der Innenseite der Mauern wurden kleine Häuser eingebaut, deren Keller den nötigen Proviant aufnahmen, denn ursprünglich hatte der Bauer sich und seine Familie in diesem Tabor selbst zu versorgen. Daß in so vielen Fällen die Kirchen auf diese Art zu Wehrräumen ausgebaut wurden, mag vielleicht auch einen psychologischen Grund gehabt haben: In der Nähe des Gotteshauses, unter dem Schutz des christlichen Heiligtums, fühlte sich das Volk geborgen vor dem Ansturm des Unglaubens, hier konnte es mit seinem Leben auch seinen Glauben verteidigen. Die Steiermark verfügt über eine große Zahl solcher Taboranlagen, die oft auch heute noch als solche bezeichnet werden. Bekannt sind die Tabore von Feldbach, Fehring und Weiz. Der Tabor von Gleisdorf konnte sich sogar gegen die Hauptmacht Solimans II. im Jahre 1532 mit Erfolg behaupten. Auch der Erzberg war durch solche Anlagen geschützt: durch St. Lorenzen bei Vordernberg, besonders aber durch St. Oswald in Eisenerz, eine Kirche, die heute noch in besonders eindringlicher Weise den Festungscharakter offenbart. Daß aber auch noch in späterer Zeit Berge als Fliehburgen verwendet wurden, beweist der Kuruzzenkogel zwischen Kapfenstein und Fehring. Auch bei den Taboren war es so, daß das, was ursprünglich Selbsthilfe war, schließlich einbezogen wurde in das immer mehr erstarkende allgemeine Verteidigungssystem.

Die Verbesserung der Waffentechnik und die stärkere Zusammenfassung der militärischen Organisation, die als Folge der erhöhten Macht des Landesherrn gegen Ende des 16. Jahrhunderts möglich geworden war, gewährte, zusammen mit der besseren Einrichtung des vorgelagerten Vorfeldes, schließlich auch dem Bauern größere Sicherheit.

Generationen hindurch haben gerade die breiten bäuerlichen Volksschichten der Steiermark in zähem Durchhalten die härteste Feindesnot opfervoll ertragen und damit Heimatboden und Volksbestand bewahrt. Dadurch aber schufen sie mit die Voraussetzung für die große weltgeschichtliche Wende, die die Gefahren aus dem Osten schließlich bannte und zugleich die Grundlage bot für die staatliche Neuordnung des Ost- raums.

Die Fliehburgen der Steiermark und die Bedeutung der Kirchen als Wehrräume

Die Fliehburgen der Steiermark sind in der Regel auf den Höhen der Berge zu finden, die in der Regel von den Feinden aus dem Osten her angegriffen wurden. Die Kirchen waren in der Regel die Grundlage für den Aufbau der Fliehburgen, da sie in der Regel die besten Mauern und die besten Wehrgänge hatten. Die Kirchen waren in der Regel die besten Wehrräume, da sie in der Regel die besten Mauern und die besten Wehrgänge hatten. Die Kirchen waren in der Regel die besten Wehrräume, da sie in der Regel die besten Mauern und die besten Wehrgänge hatten.